

GERÄUSCHKULISSEN

Kulissen braucht es im Theater und im Film. Der Kulissenmaler und der Bühnentechniker verstehen es, durch ihre Kunst selbst auf kleinen Bühnen unendlich weite Landschaften, Strassenzüge, Häuser, fantastische Innenräume, den Urwald oder die Arktis entstehen zu lassen. Durch die Kulissen werden die Betrachter ihrem Alltag entrissen und in eine andere Welt gespielter Situationen entführt.

Moderne Theatermacher und Regisseure, welche in ihrer Inszenierung durch fehlende oder nur angedeutete Bühnendekorationen auf herkömmliche Kulissen verzichten, haben das nüchterne, humorlose, graue, depressiv-verlorene Theater geschaffen. Ich empfinde, dass gewisse Theatermacher durch an den Haaren herbeigezogene Originalität die Leute bewusst schockieren, um mit ihren vieldiskutierten Inszenierungen auf sich und ihre intellektuelle Potenz aufmerksam zu machen. Sie opfern den Unterhaltungswert eines Stückes tiefgründigen Inhalten und spielen für Menschen, die es nicht gibt.

Von „Geräuschkulissen“ spricht man auch, wenn man sich einem akustisch geräuschvollen Hintergrund freiwillig aussetzt oder den man gezwungenermassen hinnehmen muss. Der ständige Strassenlärm ist für einen Stadtbewohner eine selbstverständliche Geräuschkulisse. Wer einem tropfenden Wasserhahn ausgeliefert ist oder vor dem Einschlafen in einem Hotelzimmer das Sausen eines Liftmotors ertragen muss, kann sich an diese Belästigung nicht gewöhnen. Die Züge, die in regelmässigen Abständen nahe an meinem Haus vorbeifahren, stören mich nicht mehr. Ich habe mich an diese Geräuschkulisse längst gewöhnt. Man erzählte mir mal die Geschichte vom Leuchtturmwärter. Sein Turm trotzte den kalten Winterstürmen in der Nordsee. Wenn schwarzgrauer Nebel die Küste abdunkelte, konnten die Scheinwerfer die Schiffe nicht vor den Klippen warnen. Alle sechs Minuten löste sich deshalb ein blinder Schuss aus einer Kanone und warnte mit lautem Donnern den um Sicht und Ortung ringenden Steuermann. Sieben Jahre lebte der Wächter schon auf seinem Turm. An den lauten Knall seiner Kanone hatte er sich längst gewöhnt. Sie störte seinen gesunden Schlaf nicht. Eines Nachts aber versagte die Selbstschussmaschine wegen eines technischen Defekts. Ein Schuss ging nicht los. Der Leuchtturmwächter erwachte.

Kindergeschrei und frohes Lachen spielender junger Menschen empfinde ich nicht als Lärm. Es sei kein guter Christ, meinte ich, wer sich über Kirchenglocken ärgert. Dann traf ich einen alten Stadtpfarrer, der sich nach seiner Pensionierung in einer kleinen Landgemeinde in einer herrlichen Gegend niederliess. Nach seinem Einzug stand er vor dem schmucken Pfarrhaus, neben dem malerischen Kirchlein auf dem Hügel. Die Obstbäume blühten. Auf den Feldern werkten die Bauern. Er währte sich im Paradies. Dann kam die erste Nacht. Bei jedem Glockenschlag, alle 15 Minuten, ging ein leises Zittern durch das alte Eichenbett, in dem der alte Mann umsonst einzuschlafen versuchte. Er wagte anderentags nicht, mit jemandem darüber zu sprechen, nicht einmal mit seiner Köchin, die ihn viele Jahre lang treu umsorgt hatte. Eines Tages gestand ihm die Köchin unter Tränen, sie halte es hier nicht aus. Beide litten unter der frommen Geräuschkulisse. Der Pfarrer hat sich nie an seine Glocken gewöhnen können. Er ging in ein Altersheim, seine Köchin in ein anderes. Das Dorf, das so herrlich in Gottes froher Natur eingebettet ist, hatte keinen Pfarrer mehr.

Es gibt auch eine ganz andere Geräuschkulisse, eine Barrikade zwischen dem eigenen Innern und der Aussenwelt, eine Lärmwand, welche die Menschen auseinanderbringt, welche jedes Gespräch verunmöglicht und echte zwischenmenschliche Kontakte unterbindet. Gemeint ist das tobende Gekreisch menschlicher Stimmen und Gitarren, das Krachen der Schlagzeuge, das stundenlange, sich immer wiederholende akustische Trommelfeuer, welches hypnotisch die Sinne verwirrt, die Seele betäubt und feines Empfinden zerschlägt. Jeder Rhythmus gleicht dem andern; jede Melodie hört sich der andern ähnlich an. Nur junge Kenner der Szene vermögen die Stücke voneinander zu unterscheiden. Ich weiss, dass die Jugend laut sein muss, dass sie gelegentlich den oft allzu harten Alltag aus der Seele schreien sollte. Ich wünsche mir aber, dass, wenn genug Dampf abgelassen ist, wieder harmonische Ruhe in die Herzen dieser jungen Generation kommt, damit sie wieder jene Ausstrahlung gewinnt, die uns ältere auf ein glückliches Leben in einer friedlichen Welt hoffen lässt.

Die moderne Technik ermöglicht es, jedes Zimmer des Elternhauses von früh bis spät zu beschallen und der Fernsehapparat macht den Familienkreis zum Halbkreis. Solche Dauer-Geräuschkulissen lassen die Menschen abstumpfen, sodass sie kaum mehr in der Lage sind, etwas aufzunehmen, sich selbst zu spüren oder miteinander zu kommunizieren. Aufgrund der ständigen Reizüberflutung sind ihre Seelen verarmt und ihrem Dasein fehlt es sowohl an Lebendigkeit als auch an einer positiven Perspektive, das Leben im Hier und Jetzt sinngerichtet und lebendig zu gestalten.

Viele Eltern beklagen sich bei mir, dass ihre Kinder bei jeder Gelegenheit ihre Musik in ihrem Zimmer hören und sie mit den Kopfhörern des „Walkman“ in den Ohren nicht mehr ansprechbar sind. Ich versuche diesen Eltern darzulegen, dass das bewusste Musikhören unserer Jugend kein sinnloses Tun ist. Diese Kinder träumen in sich hinein und entladen ihrem Alter entsprechende Gefühle. Im Spiegeln der eigenen, in der Pubertät oft widersprüchlichen Emotionen bekommen die Kinder dadurch auch Halt in dieser oft orientierungslosen Zeit, in der das Elternhaus nicht mehr allein tragend ist und sein kann.

Ich empfehle allen Eltern, die Angst davor haben, ihre Kinder an eine Zukunft zu verlieren, der sie selbst nicht mehr nachvollziehen können, sich mit ihnen und ihrer Welt von klein auf intensiv zu beschäftigen und auseinanderzusetzen. Nur diese Art von Begleitung und Interesse ermöglicht ein dauerhaftes und wirkliches miteinander leben.

URRELIGIÖSE WAHRNEHMUNGEN

Es gibt kaum eine Zeitschrift, die nicht ein Horoskop als ständige Rubrik beinhaltet. Die Leser wollen dieses Horoskop. Sie sehnen sich – je unsicherer die Zeiten, desto mehr – nach einem Stückchen Stabilität, welches ihnen hilft, sich in dem oft unübersichtlichen Dickicht der Lebensmöglichkeiten und Ereignisse zurechtzufinden. Wenn andere Sicherheiten wie Glaube, Werte etc. nicht mehr in ausreichendem Masse zum Tragen kommen, tut es gut, sich in ein höheres Schicksal eingebunden zu wissen.

Obwohl das Christentum mit seiner Erlösungslehre eine neue Ordnung in das Denken der Menschen gebracht hat, ist es ihm in 2000 Jahren nicht gelungen, den Glauben an unbestimmte dunkle Mächte und Gewalten aus dem Unterbewusstsein der Menschen zu verbannen. Ist die Lehre des absoluten Seins in einer einzigen grossen Einheit mit Jesus Christus auf der Strecke geblieben? Unser Erlöser und Messias hat doch die nach innerer Ruhe im absoluten Sein sich sehnenenden Menschen erreicht und den sich nach Vollkommenheit und Ganzheit strebenden Menschen eine Antwort auf dieses Suchen gegeben. Die christliche Lehre nahm die Menschen in unserem Kulturraum gefangen, um ihnen die „Freiheit des Christenmenschen“ zu bringen. Der Gott der Christen wurde „Vater“ genannt. Die Gläubigen nannte man „Kinder Gottes“. Vorbei war die Angst vor dem Donnergott, welcher dem vierten Tag der Woche seinen Namen gab. Es folgten stattdessen Heilige – angefangen vom ersten Märtyrer, dem heiligen Stephanus, über die heilige Cäcilia und viele andere mehr, die mit ihrem Leben Zeugnis ablegten für den bedingungslosen Glauben an Jesus Christus. Dass sich aber die kulturell sehr unterschiedlichen Ausrichtungen des Glaubens an ein höheres Wesen, an ein allumfassendes Sein miteinander vermischen, steht bei genauerem Hinsehen ausser Frage. Genau darin sehe ich den Beweis für die Existenz einer Urreligion, die uns von unserem Dasein und von unserem Sosein unausweichlich erfasst. Menschen jedes Kulturkreises, jeder Religion oder Konfession fühlen das unbegreiflich zeitlose höhere Wesen über sich, seine Liebe, aber auch den Anspruch auf die Herrschaft über jedes Sein.

Die Verehrung von Heiligen in der katholischen Kirche entspricht dem ehrlichen, tiefreligiösen Empfinden von Menschen, die im katholischen Glauben erzogen wurden. Ein gläubiger Katholik weiss, dass die Kerze, die er unter dem Bildnis der heiligen Maria anzündet, nicht aus sich selbst eine heilende Wirkung hat. Er weiss, dass nur der Glaube

an Gott, den er mit dem Licht bezeugen möchte, ihm Kraft und Hilfe bringt. Mein Weg führt nach jedem menschlich tiefgreifenden Erlebnis immer wieder zu irgendeinem Wallfahrtsort. Ich gehe nicht wegen des auf einem alten Altar stehenden Wallfahrtsheiligen. Ich gehe, um Gott um Kraft zu bitten, damit ich meine Mission in seinem Sinne ehrlich und gut erfüllen kann. Ich werde immer Wallfahrer bleiben, auch wenn die moderne Theologie die Symbolismen infrage stellt.

ERINNERUNGEN

Memoiren sind weder Unterhaltungs- noch Sachbücher. Sie sind überhaupt nicht einzureihen. Sie können aus einem guten Namen höchstens einen schlechten machen. Wirklich grosse Menschen haben kaum Memoiren geschrieben. Wenn sie es trotzdem taten, entstanden daraus wie bei Churchill Geschichtsbücher. Wer dennoch Memoiren schreibt und noch schlimmer, wer sie von einem Journalisten schreiben lässt, widerspricht in jedem Fall dem geflügelten Wort, man sei besser als sein Ruf und schlechter als sein Nachruf. Den eigentlichen Nachruf schreibt man nicht. Man beteuert höchstens, es gäbe keinen Grund zu glauben, man würde sich nun zurückziehen, alles gehe vielmehr in abgeklärter und geläuterter Form weiter oder erst recht los.

Dieser Gedankengang ist das Recht und die Pflicht jedes Menschen, der nicht stehen bleiben will und die Notwendigkeit des faustischen „Wer immer strebend sich bemüht...“ nicht verleugnet oder aus Faulheit und Stolz an sich vorbeigehen lässt. Wer stehen bleibt und mit seinem Rang zufrieden ist, hat schon verloren. Das gilt nicht nur für den Sport, das gilt für das ganze Leben.

Soll man denn überhaupt Erinnerungen aufzeichnen? – Man soll. Einerseits begegnet man sich dabei nach langer Zeit wieder und andererseits schmeichelt man ganz bewusst der eigenen Eitelkeit. Wer dazu steht, tut gut daran, seine Erinnerungen aufzuzeichnen.

Schon als junger Mann habe ich Autogramme von berühmten Leuten gesammelt. Warum eigentlich? – Heute noch sammle ich Erinnerungsstücke von Begegnungen mit Künstlern, Stars, Politikern. Ich weiss nicht recht, was sich meine Plattenfirma von den vielen Autogrammkarten verspricht, die ich in Deutschland, Österreich und der Schweiz nach Konzertauftritten und Vorträgen verteile. Vermutlich sollen die stolzen Besitzer einer Autogrammkarte als wandelnder Werbeträger funktionieren. Ich gebe zu, stolz zu sein, dass meine Autogramme gefragt werden.

Andere Erinnerungsstücke sind Berichte von Journalisten, die gut oder schlecht, wahrheitsgetreu oder erfunden über mich und meine Tätigkeit berichteten. Ich gestehe, dass ich gute Kritiken aufbewahre, schlechte hingegen landen sehr oft im Papierkorb, vielleicht weil ich mich später nicht daran erinnern möchte. Es hat mich immer erstaunt,

mit welcher Unbefangenheit und Frechheit gewisse Boulevardjournalisten ihre Leser begeistern. Journalisten, die aus ihrem Medium eine Keule machen, sind wie junge Polizisten, die dank einer gewissen Legitimität, welche ihnen die Uniform verleiht, sich Mitmenschen gegenüber aggressiv verhalten.

„Erinnerungen an die Zukunft“ hat Erich von Däniken sein erstes Buch genannt und damit die Memoiren definiert, die er mit Bestimmtheit niemals schreiben wird. Er genießt nämlich als literarischer Artist auf dem hohen Seil seiner herrlichen Träume den Überblick über seine Bewunderer und Neider. Mir fehlt dieser Überblick allzu oft.

Erich von Däniken ist ein Freund von mir. Er wohnt bei Solothurn, ich bei Olten in der Schweiz. Die Entfernung zwischen seinem und meinem Wohnort beträgt etwa 30 Kilometer. Dies ist wohl die richtige Distanz. Nicht weil man sich fern sein möchte, sondern weil wir uns aus der Distanz betrachtet richtig verstehen.

Erich von Däniken kann nicht nur schreiben, sondern vor allem auch lesen und zuhören. Er hat mir in den schwersten Stunden meines Lebens mehr Zuflucht gegeben als alle meine geistlichen Brüder zusammen.

MEIN KAMM

In Stans, in der Urschweiz, im Hauptort des Kantons Nidwalden, eingebettet zwischen Bergen, wo die Sonne nach langen Winterwochen erst am Lichtweisstag, am 2. Februar, zum ersten Mal wieder zu sehen ist, verbrachte ich fünf Jahre als Gymnasiast an der Klosterschule der Väter der Kapuziner. Es war eine harte und deswegen segensreiche Zeit. Latein, Griechisch, Französisch, Mathematik, Deutsch und Philosophie standen auf dem Weg zur humanistischen Maturitätsprüfung auf dem täglichen Stundenplan. Die Anforderungen waren hoch und nicht alle erreichten das Ziel.

Entsprechend diesen Anforderungen war unser Tagesplan eingeteilt: Von morgens 6.00 Uhr bis abends 20.30 Uhr wechselten sich Studium, Schule, Gottesdienst und Freizeit in wohlgeordneter Folge ab. Die Klostermauer „schützte“ uns vor der Aussenwelt. Ausgehen durften wir nur mit Erlaubnis, wenn ein wichtiger Grund vorlag. Man konnte also den Arzt aufzusuchen, den Zahnarzt oder sogar den Coiffeur. Im Bestreben, bald wieder die Erlaubnis zu erhalten, frei im Dorf herumzuspazieren, liessen wir uns nicht auf einmal zu viele Haare abschneiden.

Der Friseur wurde „Godi“ genannt. Er war ein herrliches Original. Stets hatte er eine Handvoll Sprüche und Witze auf Lager. Für mich war er ein Idol der Lebensfreude. Geschäftstüchtig war Godi auch. Da ich sehr wenig Taschengeld besass, bekam ich dies jedoch kaum zu spüren. Einmal aber traf es mich auch:

Während Godi mit der klappernden Schere in der linken und der elektrischen Schneidemaschine in der rechten Hand an der Arbeit war, sagte er unvermittelt: „Ich habe den besten Kamm der Welt zu verkaufen.“ Ich dachte an seine bisherigen Bonmots und überlegte mir, was das wohl zu bedeuten habe. Er wollte sich aber keineswegs über irgendetwas lustig machen. Er hatte tatsächlich einen Kamm ausgestellt, den er mir nun anpries. In der Tat war der Kamm von besonderer Qualität, denn er bestand aus geschwärztem Metall und dadurch war er garantiert unzerbrechlich. Godi verlangte für dieses Wunderstück fünf Schweizer Franken. Dieser Betrag entsprach genau meinem Taschengeld für eine Woche. Nach anfänglichem Widerstand überzeugten mich Godis Argumente und der Kamm wechselte seinen Besitzer. Nun denn, ich wurde überredet. Als ich das Coiffeurgeschäft verlassen hatte, hätte ich den Kauf am liebsten rückgängig gemacht.

Ich besitze den Kamm heute noch und würde ihn zu keinem Preis mehr hergeben. Er wurde zu einem Lebenssymbol ganz besonderer Art. Er erwies sich tatsächlich als unzerbrechlich und fand seinen festen Platz in der rechten hinteren Hosentasche. Da wartete er auf seinen Einsatz während den Jahren des Studiums. Er war dabei in den langen Wochen der Artillerie-Rekrutenschule. Ich trug ihn in der Tasche bei der Priesterweihe. Einige Male am Tag versah er getreu seinen Dienst.

Ich glaube ein Mensch zu sein, den man ordentlich nennen kann. Ich lege Wert auf Hygiene und nicht auf Kosmetik. Godi's Kamm musste keinen speziellen Ansprüchen genügen. Er wurde so beansprucht, wie jeder andere Kamm auch beansprucht wird. Eines Tages stellte ich fest, dass die spitzen Enden zu glänzen anfangen. Die Farbe war wegpoliert. Nach etwa fünf Jahren wurde die Abnutzung in einer leichten Einbuchtung sichtbar. Heute, nach fast 35 Jahren, hat mein weicher Kopf dem harten Eisen zwei bis drei Millimeter abgetrotzt. Für mich ist dies ein Symbol für so vieles im Leben.

In meiner 25-jährigen Tätigkeit als Seelsorger habe ich einige Menschen kennengelernt, die in fleissiger Kleinarbeit ein Projekt realisiert und ausgeführt haben, das andere als unrealistische Vision oder als fixe Idee betrachteten. Wer immer etwas tun will, aber nur darüber spricht, erreicht gar nichts. Nur wer mit Entschlossenheit und Tatkraft die Dinge, die zu tun sind, auch wirklich anpackt, kommt vorwärts und bewegt etwas, denn: Jede noch so grosse Reise beginnt mit einem kleinen Schritt und jede noch so grosse Tat beginnt damit, die kleinen Dinge auch zu tun. Wenn alle Bücher geschrieben würden, welche die Menschen schreiben wollen, wäre die ganze Welt eine einzige Bibliothek. Seit Jahren trage ich mich mit dem Gedanken, ein paar Lebenserinnerungen aufzuschreiben. In unzähligen Stunden harter Kleinarbeit erstelle ich nun Satz für Satz ein Manuskript, von dem ich nicht weiss, ob es je gedruckt oder sogar gelesen wird.

An den Wallfahrtsstätten der verschiedenen Glaubensrichtungen und Religionen gibt es Steine und Gegenstände, die von den gläubigen Pilgern berührt werden und im Verlauf der Jahrhunderte die Ecken verlieren und immer hochglanzpoliert sind. Der grossen Bronzefigur des Hl. Petrus in Sankt Peter in Rom hat man durch die Jahrhunderte den halben Fuss weggeküsst.

Das Eisen ist nicht so weich, der Mensch ist nicht so hart, aber gross sind der Glaube und das Vertrauen. Mein Kamm ist immer noch im Einsatz. Wenn ich einmal nicht mehr bin, wird er bestimmt weggeworfen und niemand wird verstehen, warum ich ein so ein altmodisches, unansehnliches Ding mit mir herumgetragen habe.

KIRCHE UND SHOWBUSINESS

Von einem Ehepaar hörte ich einst folgende Geschichte:

Die beiden Ehepartner hatten vor vielen Jahren ein Kind adoptiert. Man übergab ihnen den Säugling kurz nach seiner Geburt. Er sollte nie erfahren, dass er nicht bei seinen leiblichen Eltern aufwachsen konnte. Seine wirklichen Eltern gehörten dem fahrenden Volk an. Er liess sich wohl erziehen und hing an Vater und Mutter wie jedes andere Kind. Seine Leistungen in der Schule waren so gut, dass dem Besuch höherer Schulen und einer anspruchsvollen Berufsausbildung nichts mehr im Wege stand.

Eines Tages zog ein Korbmacher und Kesselflicker mit einem klappernden Wohnwagen, Frau und Kindern durch das Dorf. Der junge Mann befreundete sich mit diesen interessanten, unkomplizierten Menschen. Er fühlte sich bei ihnen sofort wie zu Hause, liess sich die Arbeit eines Korbmachers erklären und äusserte unumwunden seinen Wunsch, mit diesen Leuten durchs Land zu ziehen. Er hatte plötzlich keine Lust mehr, die Schulbank zu drücken. Seine Stiefeltern waren zuerst schockiert. Dann aber sagte der Stiefvater: "Lieber ein guter Korbmacher als ein schlechter Beamter." Dem Jungen gefiel das freie Leben eines Korbmachers. Jährlich einmal kehrte er ins Dorf zurück, in dem er aufgewachsen war. Er besuchte seine Stiefeltern und beschenkte sie mit selbst gefertigten, geflochtenen Kreationen. Diese Geschichte ist wahr.

Es würde in vielen Ohren hochtrabend und eingebildet tönen, wenn ich öffentlich behaupten würde, ich sei zum Künstler geboren. Dass dem so ist, könnten höchstens Genforscher mit der Feststellung beweisen, dass es unter meinen Vorfahren Leute gab, die ähnliche Talente und Veranlagungen hatten wie ich. Lassen Sie mich feststellen, dass der Drang, sich auf irgendeiner Bühne des Lebens darzustellen und ins Rampenlicht zu treten mit vielen Opfern verbunden ist. Die Last der Talente, die einem die Natur auf die Schultern gelegt hat, kann erdrückend schwer sein.

Popularität ist nicht nur Belohnung oder Genuss, sie wird teuer bezahlt und man weiss nicht genau, warum man sie einkauft. Nie habe ich den Strassenarbeiter und den Bauarbeiter auf dem Gerüst mehr bewundert und beneidet, als in jenen Jahren, als ich als „singender Kaplan“ wie eine Kirmeskuriosität von Saal zu Saal gereicht wurde und

die Plakate schon Tage vorher mit dem Wort „ausverkauft“ überklebt waren. Wer war und wurde wohl ausverkauft? – Erleben Sie mit mir die letzten Momente vor dem Auftritt in der Garderobe. Da stehe ich, innerlich geschüttelt vor Lampenfieber. Man gibt mir ein Zeichen und meine Schritte lenken mich ins grelle Licht der Scheinwerfer zum Mikrofon. Könnte dies der Weg zu meiner Hinrichtung sein? – Und jetzt: tobender Vorschussapplaus. Spannung bis zum letzten Akkord. Applaus, wieder Applaus, nochmals Applaus, Schluss. Wenn ich in solchen Momenten sagen würde, ich würde lieber Taxifahrer sein oder ich möchte mit dem Beleuchter hinter der Bühne tauschen, würde man mir eitle, falsche Bescheidenheit vorwerfen. Wie dem auch sei. In jedem Menschen steckt, auch wenn er dies vehement bestreitet, der hinwegdiskutierte Wunsch, vom Claqueur zum Akteur zu werden. Bernhard Shaw drückt dies in seiner gewohnten Manier sarkastischer aus. Er behauptet: „Fünfundneunzig Prozent aller Menschen haben das Talent zum Schauspieler, die andern fünf Prozent möchten es werden.“

Warum geht man überhaupt ans Mikrofon und vor die Kamera, auf die Bühne oder zu den Autogrammstunden, wenn der Erfolg einen so harten Weg kaum jemals aufwiegt? – Dafür gibt es wahrscheinlich nur eine Antwort: Man kann sich diesen Weg gar nicht aussuchen. Mein Vergleich mit dem fahrenden Volk ist vielleicht gar nicht so abwegig, sondern entspricht in vielen Teilen den Ansprüchen der Artisten und des Publikums. Maria Schell sagte mir einmal bei einem Nachtessen im Hotel Sacher in Wien: „Selbst wenn wir vom ersten Theater und vom Film kommen, heisst es: Hängt die Wäsche weg, die Artisten sind im Dorf.“

Ich gebe zu, dass Künstler, die in die skurrile Welt der Illusionen hineingeboren wurden, unter den harten Lebensbedingungen oft leiden, ihren Erfolg aber dennoch geniessen.

Ich habe spätestens im Pubertätsalter gewusst, dass ich in irgendeiner Form dem Rampenlicht nicht ausweichen kann. Als ich mich zum Priester weihen liess, glaubte ich wahrhaftig und ganz bewusst, dieses stille, liebenswürdige Damoklesschwert, das mit seinem ganzen Gewicht über mir hing, hinwegdiskutiert zu haben. Meine erste Schallplatte wurde an meinem 30. Geburtstag veröffentlicht. Das künstliche Eis war gebrochen und ich konnte mich nicht wehren. Das soll „der geneigte Leser“ glauben. Ich bitte darum.

Als mein erster Platz in der österreichischen Radio-Hitparade bekannt wurde, erhielt ich eine Einladung von Kardinal König. Ich hatte damals noch kaum ein Dutzend Konzerte bestritten und mir fehlte die Erfahrung im Umgang mit Journalisten. Der populäre Kirchenfürst war ein guter Lehrmeister für mich:

Zusammen mit einigen Fotografen, die sich hier gut auszukennen schienen, wartete ich nervös in einem prunkvollen Salon auf den Kardinal. Dann kam seine Eminenz in gewöhnlicher Priesterkleidung durch die Seitentür und sagte: „Aha, Sie haben Presse mitgebracht. Da muss ich wohl meinen Kriegsschmuck anziehen.“ Er lachte und befreite mich damit von allen Ängsten, verschwand wieder und erschien nach wenigen Minuten in der seidenen, roten Sutane. „Also, Herr Kaplan, übergeben Sie mir bitte die Schallplatte.“ Er wollte mir offensichtlich über meine Verlegenheit hinweghelfen. Ich reichte ihm die schwarze Scheibe im farbigen Umschlag und stand schon wieder da wie bestellt und nicht abgeholt. Der Kardinal gab mir die Schallplatte zurück und sagte fröhlich: „Jetzt will ich Ihnen genau zeigen, wie das geht: Sie geben mir die Platte, ich fasse sie an, wir halten sie beide und schauen in die Kameras.“ Dann wandte er sich an die Presse und sagte: „Ist es gut so, meine Herren?“ – Ein kleiner, vorlauter Fotograf bat um eine nochmalige Aufnahme. Wir wiederholten die Übergabe. Die Presseleute verzogen sich und wir konnten uns zu einem zweistündigen, wundervollen und sehr tiefen Gespräch an ein kleines Tischchen setzen. Unterdessen wurde es Nacht. Schliesslich brach ich auf. Wie gelangte ich aber in diesem prächtigen Haus zum Ausgang? – Diese Frage las mir seine Eminenz von den Augen ab. Er begleitete mich und sagte: „Allein finden Sie den Weg nicht aus diesem Zauberschloss.“

Als ich ins Hotel Sacher zurückkam, war der Portier bereits von meinem Empfang beim Kardinal informiert. Er geleitete mich in einen kleinen Salon und fragte höflichst: „Hochwürden, wo möchten Sie sitzen? Auf dem Stuhl, wo Kennedy sass oder unter dem Bild unseres Kaisers?“ Ich war noch verwirrt. Statt zu antworten schmunzelte ich. Er brachte mir einen Drink und die „Neue Zürcher Zeitung“. Beides holte mich wieder in die Gegenwart zurück.

Seine Eminenz ist ein grossartiger Showmann.

ARTISTEN

Der Mensch will von Artisten unterhalten werden und an ihrer Kunst teilhaben. Er erträgt trostlos moderne Klassik, er lacht beim derben Schwank und er lässt sich kabarettistisch auf den Arm nehmen. Und insofern der Künstler derjenige unter uns ist, der in intensiver Fühlung und intensiverem Austausch mit der Welt lebt, ist diese Teilhabe auch eine „Teilhabe auf Probe“ an einem „anderen“ Leben. Doch seit jeher, vielleicht früher noch mehr als heute, haben Artisten eine Sonderrolle in der Gesellschaft inne, deren Grund einerseits in der Bewunderung, andererseits in der Angst vor ihnen zu sehen ist: Aus diesem Grund wurde auch Paganini nicht kirchlich bestattet. Die Kirche behauptete, sein unwahrscheinlich virtuoses Geigenspiel sei ein Werk des Teufels. In der Menschheitsgeschichte ist deshalb der Artist der legitime Nachfolger des Arztes. Kunst und Mystik waren immer Zwillinge.

Die heutige millionenfache Verbreitung von Produktionen der Unterhaltung durch moderne Medien machte aus kunstscheidenden und reproduzierenden Menschen Kaufleute. Am erfolgreichsten ist meist derjenige, der dank eines tüchtigen Managers die grössten Einschaltquoten erzielt. Die Qualität der Produktionen tritt in den Hintergrund. Programme, welche der menschlichen Einfalt entsprechen und dem geistigen Niveau des Volkes angepasst sind, gelten als erfolgreich. Es wird in seichten, auf Kommerz ausgerichteten Unterhaltungssendungen einem dummen Voyeurismus Vorschub geleistet. Selbst der Humor wird erst in ein Programm aufgenommen, wenn er die politische Farbe der Redaktion angenommen hat und die künstlerische Unbeschwertheit muss einem krankhaft versachlichten, auf Einschaltquoten ausgerichteten Interesse Platz machen.

Bis etwa 1983 war in der Schweiz das Radioprogramm über die Mittagszeit dem Tagesablauf durchschnittlicher Familien angepasst. Der Vater arbeitete bis gegen 12 Uhr und ging nach Hause zum Mittagessen. Die Kinder kamen hungrig aus der Schule, wuschen sich die Hände und begaben sich zu Tisch. Aus dem Radio ertönte leichte Musik aus unserem Kulturkreis. Dann wurden Gratulationen verlesen, zu hohen Geburtstagen und Hochzeitsjubiläen. Die musikalischen Ständchen mit Stücken, welche den Jubilaren gefielen, störten nicht. Die Kleinen erzählten von der Schule und die Mutter vom Einkaufsbummel. Die Familie war unter sich und genoss diese kostbaren Minuten.

Das änderte sich in den meisten Familien punkt 12.30 Uhr. Jetzt wurden die neuesten Nachrichten verlesen und die Kinder hatten dazu zu schweigen.

Die Radiomacher verlegten nach 1983 die Gratulationen für die alten Leute in die Morgenstunden, wenn die Kinder in der Schule, die Väter im Geschäft und die Mütter unterwegs sind. Die gern gehörten Sendungen wurden so den Alters- und Pflegeheimen reserviert und den Familien entzogen. Stattdessen füllt man die Zeit mit attraktiven Neuigkeiten aus der Region und mit sensationell aufgemachten Beiträgen über politische Streitereien oder prominente Mitbürger. Diese Programmänderung ist an sich logisch. Sie folgt der journalistischen Pflicht, gute Informationssendungen zu machen und diese optimal zu verbreiten.

Ich beobachte immer wieder, wie junge Leute politische Sendungen meiden. Erwachsene folgern daraus und beklagen, dass sich die Jugend nicht mehr für politische Fragen interessiert. Ich glaube, dass es nicht nur die politischen Inhalte sind, welchen die jungen Leute gleichgültig gegenüberstehen. Sie meiden vielmehr die journalistisch aufgemachte unterkühlte Wirklichkeit, denn sie sehnen sich nach einer natürlichen Gefühlswelt, die wir ihnen vorenthalten. Auch mangelt es an Glaubwürdigkeit seitens der Politiker: Aufgrund deren nur mehr selten anzutreffenden authentischen Lebensweise weicht das Interesse der Gesellschaft einer Gleichgültigkeit gegenüber politischen Belangen.

Die Reaktion der jungen Leute auf die gefühlsarme und kapitalistisch orientierte Leistungsgesellschaft ist nur zu gut nachvollziehbar. Sie flüchten in die absurdesten optischen und akustischen Erlebnisse, überschreien ihre Einsamkeit in der Heavy Metal oder Hardrock-Szene, wenn sie nicht bei einer wie auch immer gearteten esoterischen Gruppierung geistigen Unterschlupf finden.

HALLELUJA IM TWISTRHYTHMUS

Auf meiner ersten Schallplatte ist mein Lied „Ich will an deiner Seite gehn“ zu hören. Es war noch die Zeit, als die Geistlichen der heiligen katholischen Kirche alles, was zum Druck bestimmt war, dem Bischöflichen Ordinariat zur Begutachtung unterbreiten mussten. Dort ging das Manuskript durch irgendwelche kirchliche Hände und Köpfe und wurde, wenn es diese Hürde genommen hatte, mit der kirchlichen Druckerlaubnis, der „Imprimatur“, versehen. Ich hatte vier Lieder geschrieben und wusste nicht, ob ich diese ebenfalls einem kirchlichen Bannstrahl aussetzen sollte. So blieben diese über viele Wochen liegen, bis der Bischof einmal das Internat St. Michael in Zug besuchte, wo ich als geistlicher Lehrer und Erzieher tätig war. Ich nutzte die gute Laune des Bischofs nach dem vorzüglichen Mittagessen und legte ihm meine Texte vor. Sofort bekam ich die hochwürdigste Druckerlaubnis. Der Twistrhythmus tönte ja nicht aus den Zeilen, die ich ihm etwas unsicher vorgesungen hatte. Vielleicht drückte mir deshalb der Bischof die Blätter mit meinen Texten wohlwollend in die Hand, worüber ich mich natürlich sehr freute.

Es gab für mich auch einen Grund, etwas vorsichtig zu sein. Ein Jahr vorher hatte die Jugendvereinigung „Jungwacht“ zu Ehren des grossen Erziehers Don Bosco aus Turin, dem Patron der Jugend, einen Kompositions-Wettbewerb ausgeschrieben. Der Gewinner sollte eine Reise nach Turin gewinnen. Kurz vor Einsendeschluss war noch keine einzige Komposition eingegangen. Dies war wohl der Grund, warum man sich an mich wandte. Im Priesterseminar Luzern war ich nämlich als guter Geiger bekannt. Zudem spielte ich die Orgel und an der Kirchenmusikschule in Luzern bestand ich das Dirigentenexamen. So sollte ich also der einzige Einsender und zugleich der grosse Preisgewinner werden. Noch am gleichen Tag schrieb ich Text und Musik zu einem Don Bosco-Lied, das später viel gesungen wurde. Der Refrain trug mir allerdings in konservativen Kreisen nicht wenig Kritik ein. Er lautete im tapferen Jünglingsstil der ausgehenden Wandervogelzeit:

„Denn er ist unser Freund und ein Held.

Er war heilig und liebte die Welt.“

Ein Priester durfte damals die Welt noch nicht lieben, denn sie war im Prinzip als sündig anzusehen und ein Heiliger musste natürlich in noch viel höherem Masse über jeg-

lichem Genuss und jeglicher Bewunderung der durch die Natur gegebenen Realitäten stehen. Mit dieser Geisteshaltung wurde ich schon als Student konfrontiert. Ich schrieb nämlich in der schweizerischen Studentenzeitschrift „Civitas“ einen Artikel über den Rock'n Roll-Tanz mit dem zu hinterfragenden Satz „Tanzen an und für sich ist nicht schlecht, aber man tanze mal an und für sich.“

Mit meiner Aufmüpfigkeit hatte ich den ersten Schritt in die Welt getan und ich war vollkommen bereit, auch den zweiten zu tun. Das Manuskript wanderte nach Hamburg zu einer grossen Schallplattenfirma.

„Ich will an deiner Seite gehen“
„Lass die kleinen Dinge“
„Denke daran“
„Ich komm aus der Ferne“

So lauteten die Titel der eingereichten vier Lieder. Die Klosterfrau mit Künstlernamen Soeur Sourire war damals durch ihr Erfolgslied „Dominique“ ein Gesprächsthema bei den Schallplattenproduzenten. Wieso zur Nonne als männliche Alternative nicht einen Priester produzieren? Ich erhielt ein Flugticket und flog am ersten freien Tag nach Hamburg, ohne dabei die geringste Ahnung zu haben, was auf mich zukommen sollte. Ich dachte auch nicht daran, die Lieder selber zu singen. Es ging mir vielmehr darum, sie unserer christlichen Jugend zugänglich zu machen.

Damals, in den 60er Jahren, glaubten viele, eine religiöse Aufbruchstimmung zu erkennen. Überall bildeten sich mit Gitarren und einem Schlagzeug ausgerüstete Bands, die den Beat-Sound, andere moderne Töne oder Negro-Spirituals in die Gottesdienste hineinbrachten. Ich erkannte sehr rasch, dass in solchen „modernen“ Pfarreien die Zahl der Gottesdienstbesucher nur vorübergehend ansteigt. Alle wollten schliesslich das religiöse Show-Spektakel gesehen haben. Nach wenigen Wochen sank logischerweise die Zahl der Besucher auf das alte Niveau oder lag sogar noch darunter. So erging es im Jahre 1983 auch der Aerobic-Welle.

Wir können in unserem Kulturkreis die Spirituals nicht nachempfinden wie die Schwarzen. Gute Beatmusiker gab es auch damals wenige, obwohl allein in der kleinen Schweiz über tausend Yeah-Yeah-Bands aus dem Boden geschossen waren. Sie vertrählerten sich oft allzu schnell in möglichst ähnlichen Kopien ihrer Idole. Das reichte nie zu einem wirklichen inneren Kunsterlebnis.

Ich nannte meine kleinen Geisteskinder „neue religiöse Lieder für Heim und Fahrt“. Es war nie meine Absicht, mit irgendeinem Gag die Menschen in die Kirche hineinzusingen. Auch später habe ich immer in weltlichen Sälen konzertiert. Ich hatte aber weder eine Möglichkeit noch einen Grund zu verhindern, dass meine Lieder bald einmal in unzähligen Kirchen irgendwie gesungen wurden. Da sich fromme Kirchendiener nur selten um so weltliche Dinge wie Aufführungs- und Druckrechte kümmern, blieb ich von sakralen Tantiemen bis heute standhaft verschont. Aus einigen Büchern und vielen Handzetteln weiss ich, dass „Lass die kleinen Dinge“ in gelegentlich beneidenswerten Auflagen weiterverbreitet wird. Ich bin diesen Verlegern und „Piraten“ in keiner Weise gram. Das eigene Werk als musikalisches Allgemeingut zu wissen, schmeichelt mir. Ich gebe zu, ein Gefühl der Zufriedenheit, so etwas wie Vaterstolz zu empfinden, wenn ich an irgendeinem Anlass inmitten von Menschen stehe, die eines meiner Lieder singen und nicht wissen, wer der Autor ist.

Anlässlich der Plattenproduktion begegnete ich in Hamburg dem genialen, leider allzu früh verstorbenen Arrangeur Koni Amberg. Er gehörte einer freien evangelischen Religionsgemeinschaft an, die nach strengen Regeln lebte. Seine Frage, ob ich deswegen keine Vorbehalte habe, erstaunte mich. Ich verlangte aber im Vorgespräch mutig, die Zusammensetzung der Instrumente selber zu bestimmen. Das durfte ich. Als ich statt des Klaviers unbedingt ein Cembalo einsetzen wollte, meinte er kopfschüttelnd: „Dann wünschen Sie wohl noch Oboe und Fagott?“ Ich wünschte das, denn mein Fach war die klassische Musik. Mit den Plattenaufnahmen nahm mein Weg in die seltsame musikalische Freiheit seinen Anfang. Zu den Aufnahmen fanden sich nicht nur Studiomusiker der leichten Muse ein. Es kamen auch Männer mit ernsten Gesichtern und schwarzen Instrumentenkoffern, mit dem Frack, der auf dem Rücksitz ihres Autos für einen seriöseren Auftritt bereit lag. Nach den Aufnahmen fuhren sie nämlich direkt in die Philharmonie, von Flury zu Mozart, ein unendlich weiter Weg, der notwendig war, weil es damals noch keine Synthesizer gab.

Dies waren einige Geschehnisse aus dem Umfeld meiner ersten Plattenaufnahmen. Als, wie es in der Branche heisst, alles im Kasten und gestorben war, stand ich vor einem zunächst fast unlösbaren Problem.

Nach der Priesterweihe im Jahre 1959 war ich zuerst Vikar in der Uhrenstadt Grenchen. Im Jahre 1961 wurde ich ins Internat St. Michael nach Zug versetzt. Dort bekam ich, wie das in den Kollegien der Innerschweiz üblich ist, zwei Titel. In der Schule war ich Professor, im Hause Präfekt. Eines stand fest: Für die Plattenhülle waren diese Berufsbe-

zeichnungen nicht zu gebrauchen. Für Image und Werbung suchten wir eine Bezeichnung, welche unverkennbar darauf hinwies, dass der Autor und Interpret der Platte ein Geistlicher war. Wir diskutierten hin und her, prüften Vorschläge und verwarfen sie wieder. Ratlos begaben wir uns in die Kantine des Studios, wo sich die verschiedensten Leute aus den vielen Aufnahme Räumen mit dem klassischen deutschen Brummer „Mahlzeit“ mit einem Tablett bewaffnet an die Theke begaben und dann zwischen Technikern und Akteuren einen leeren Platz suchten. Wir sassen da, sprachen wenig, dachten nach. Ich selbst war verträumt, die unzähligen neuen Eindrücke machten mich sprachlos. Da kam Freddy Quinn zur Türe herein, schaute sich um, fixierte meinen schwarz-weißen, engen Kragen und fragte überrascht: „Was will denn ein Kaplan hier im Studio?“ – Was jetzt kam, kann man sich gut vorstellen. „Kaplan“, das tönte gut. „Kaplan Flury“, das ging in die Köpfe, das war kein Zungenbrecher, das war leicht zu behalten und erfüllte alle Voraussetzungen der Produzenten. Aber ich, wie sollte ich mein öffentliches Auftreten mit diesem Titel meinen Vorgesetzten beibringen? – Unter einem Kaplan versteht man bei uns einen Priester, der kein eigenes Pfarramt hat, aber einer Pfarrei zugeordnet mit Sonderaufgaben betraut ist. Ein Vikar könnte bei uns als Hilfspfarrer bezeichnet werden.

Mein Problem war für meine kirchlichen Vorgesetzten keines. Das erste Exemplar der neuen Schallplatte sandte ich dem Bischof. Er bedankte sich postwendend dafür. Seinen Gratulationsbrief begann er mit den Worten: „Sehr geehrter Herr Professor...“ Drei Wochen später war das Lied „Lass die kleinen Dinge“ Nummer 1 in der österreichischen Radio-Hitparade und ich erhielt den zweiten Gratulationsbrief meines Bischofs mit der Anrede: „Sehr geehrter Herr Kaplan.“

Wenn man mich heute fragt, was denn ein Kaplan sei, dann weiss ich es selbst nicht so genau. Sicher bin ich ein Seelsorger, egal mit welchem Titel, aufgebrochen auf einen langen und oft sehr einsamen Weg, erwartet von Verirrten, mit denen man teilt, was man hat.